

Michael B. Buchholz, Franziska Lamott, Kathrin Mörtl

## Implizites Wissen um Schuld

### Aus einer Untersuchung der Erzählungen von Sexualstraftätern

Der Beitrag basiert auf einer qualitativen Studie über lebensgeschichtliche Erzählungen von Sexualstraftätern im Rahmen einer Gruppentherapie. Die Therapie wurde in der sozialtherapeutischen Abteilung eines Gefängnisses durchgeführt, die videografierten Sitzungen wurden transkribiert und im Anschluss daran analysiert. Dabei richtete sich das Erkenntnisinteresse auf die Frage, inwieweit die Täter über ein Bewusstsein ihrer Schuld verfügen. Am Material kann gezeigt werden, wie die Gruppenteilnehmer ihr Wissen um die Schuld und das Unrecht ihrer Tat auf rhetorisch kunstvolle Weise verbergen. In Verbindung mit dem Konzept des »impliziten Wissens«, werden Folgerungen für die therapeutische Praxis angeregt.

**Schlüsselwörter:** Konversationsanalyse, Narrationsanalyse, Metaphernanalyse, Therapie von Sexualstraftätern, Implizites Wissen, Schuld

#### *Implicit Knowledge about Guilt – Narratives by Sexual Offenders*

*The authors present a qualitative study on life-narratives by sexual offenders obtained during group psychotherapy in the socio-therapeutic department of a prison. Video-recorded therapy sessions were transcribed and analysed to find out whether the participants were conscious of their guilt. Rhetorically skilful, participants conceal their guilt and knowledge about the legal wrong. Based on the concept of »implicit knowledge« the authors suggest therapeutic requirements.*

**Key words:** Conversation analysis, narrative analysis, metaphor analysis, sexual offenders, psychotherapy, implicit knowledge, guilt

#### Einführung

Dem Thema der Schuld und Schuldgefühle soll sich hier auf eine vielleicht ungewohnte Weise genähert werden. Diese ist bestimmt von den Erfahrungen bei der Auswertung eines Projekts mit 16 inhaftierten Sexualstraftätern, deren Gruppentherapie in der sozialtherapeutischen Abteilung eines Gefängnisses aufgezeichnet worden war. Dabei bildete sich mehr und mehr die Idee heraus, dass diese Menschen von der Schuldhaftigkeit ihres Handelns ein – wenn auch oft nur diffuses – Wissen hatten, aber auf kunstvolle Weise sich und anderen den Besitz dieses Wissens gleichsam entzogen. Die Art dieses Wissens schien uns am ehesten mit dem Begriff des impliziten Wissens beschreibbar, wie es sich in der Psychoanalyse zu verbreiten begann. Danach haben Menschen eine bemerkenswerte Fähigkeit, über seelische Zustände anderer »Bescheid zu wissen« und dieses Wissen in ihre eigenen Absichten, Handlungen und Reden mit einzuplanen. Je mehr wir uns damit beschäftigten, umso befremdlicher erschien es uns, dass in manchen Teilen der Literatur Sexualstraftätern ein »Empathiemangel« unterstellt worden war; wenn wir die Transkriptionen aus den Gruppensitzungen lasen, in denen diese Menschen detailliert schilderten, wie sie etwa einen Jungen beim Duschen nach dem Sport »herausfischten«, der verführbar sein könnte, dann kam es uns vor, als müsste man ganz im Gegenteil einen sehr hohen Grad an Empathie vermuten. Ebenso bei anderen Darstellungen ihrer sozialen Scanning-Fähigkeiten, wie wir das genannt haben (BUCHHOLZ, LAMOTT, MÖRTL 2008), wenn sie etwa auf den Gruppentherapeuten reagieren und schneller zu wissen scheinen, was er sagen könnte als dieser selbst. Richtiger wäre es, von einer instrumentalisierten und für ihre Ziele hochgradig effizienten Empathie zu sprechen.

Das resultiert, so soll hier entwickelt werden, aus einer aktiven Abwehrbewegung, die selbst wiederum symbolisch dargestellt werden kann, etwa in der Metapher des »Abschaltens« oder in anderen entsprechenden Ausdrücken und Verkehrungen von emotionalen Positionen, etwa indem Täter und Opfer vertauscht, Opfer zu Komplizen umgedeutet werden oder der Täter von sich selbst in der Manier eines Gutachters spricht, der über den »Fall« eines jungen Mädchens berichtet. Auch wenn wir unsere Befunde nicht verallgemeinern wollen, scheint es uns doch richtig, die Auseinandersetzung mit der Schuld in der Behandlung in den Vordergrund zu rücken und nicht so sehr die Auseinandersetzung mit der Scham. Diese ist Folge, nicht Ursache der Schuld, die diese Männer auf sich geladen haben und von der sie wissen, auch wenn es in therapeutischen Kontexten länger dauern kann, bis sie sie anerkennen.

#### Implizites Wissen?

Der Begriff des »impliziten Wissens« ist durch die Arbeiten von Daniel STERN (1998, 2004, BRUSCHWEILER-STERN et al. 2002 und 2004) stark in Gebrauch gekommen. Stern beschrieb mit diesem Begriff die Erfahrung, dass wir über Menschen, mit denen wir in Beziehungen sind, immer schon mehr wissen, als wir mit Worten zu sagen vermöchten. Diese Erfahrung hatte sich die Supervisionspraxis in der Folge von BALINTS Arbeiten (1964) zunutze gemacht, indem sie annahm, dass ein behandelnder Therapeut immer schon mehr über seinen Patienten wisse, als er nur verbal darstelle. Eben dieses »something more« der Relationalität war Thema der Boston Change Study Group (2007), die Daniel Stern ins Leben gerufen hatte.

4

Weniger bekannt ist, dass der Chemiker und Philosoph Michael POLANYI diesen Begriff als »personal knowledge« (1958, 1966) ins Zentrum seiner Wissenschaftsauffassung gerückt hatte. Er meinte, ähnlich wie auch bereits Alfred SCHÜTZ (1932/1974) mit dem Konzept von »stock of knowledge at hand«, dass Wissenschaftler ein solches »implizites Wissen« von den Weltzusammenhängen, die sie untersuchen, bereits vor aller Untersuchung haben. Bevor sie Wissenschaftler sind, sind sie soziale Akteure und Teilnehmer einer Deutungsgemeinschaft. Die im engeren Sinne wissenschaftliche Arbeit bestehe eher in der Suche danach, wie dieses Wissen so bewiesen werden könne, dass daraus Überzeugungskraft für andere entstehe. Polanyi zeigt dies an einem Beispiel aus dem Leben Einsteins.

Die Entdeckung der Relativitätstheorie wird in Lehrbüchern der Physik so dargestellt, dass Einstein 1905 von den Michelson-Morley-Experimenten und deren negativem Ausgang erfahren und die entsprechenden Schlüsse gezogen habe. Diese Experimente prüften die Idee, ob die Lichtgeschwindigkeit für einen Beobachter auf der Erde immer die gleiche sei, egal in welche Richtung das Licht versandt würde. Man musste annehmen, dass es kleine Differenzen gäbe in jener Richtung, in die die Erde sich dreht. Hier hätte sich ein Beobachter mitbewegt und folglich die Lichtgeschwindigkeit langsamer sein müssen. Die Ergebnisse des Experiments widersprachen dem, die Lichtgeschwindigkeit erwies sich als konstant. Die Geschichte wird so erzählt, dass Einstein von diesem Experiment gelesen habe und daraufhin seine neue Konzeption von Zeit und Raum mit Lichtgeschwindigkeit als einer Konstanten konzipiert hätte. »But the historical facts are different«, schrieb POLANYI (1958, S. 10) mit Genugtuung. Denn Einstein hatte, wie man seiner Autobiografie sowie weiteren Zeugenberichten entnehmen kann, über diese Frage bereits als 16-Jähriger gegrübelt. Intuitiv, schrieb er dort, sei ihm klar gewesen, dass die Dinge so verlaufen müssten, wie es erst viele Jahre später das Experiment gezeigt habe. Anders als bei der Intuition, die sich *in actu* und *in Echtzeit* gegenüber einem Problem vollziehen muss, hatte er »personal knowledge« über einen erst sehr viel später experimentell geprüften Sachverhalt.<sup>1</sup>

Was sich hier als implizites, als stilles Wissen über Zusammenhänge in der naturwissenschaftlichen Welt erweist, gilt für Daniel Stern, den Säuglingsforscher, auch und gerade für menschliche Beziehungen. PAPOUSEK (1996) hatte die »intuitive elterliche Kompetenz« beobachtet, nämlich jene Fähigkeit gesunder Eltern, einen Säugling mit einem bestimmten, als »baby talk« ausgezeichneten hohen Tonfall anzusprechen, das Neugeborene in einem Abstand von 23–26 cm vom Gesicht entfernt zu halten (das ist jener Bereich, in dem das noch ungeübte kindliche Auge schon scharf einstellen kann) und die kindlichen Lautäußerungen angemessen und im richtigen Zeitmaß zu beantworten. In der Säuglingsforschung gibt es durch die Arbeiten des Norwegers Stein Braten (siehe DORNES 2006) das gut untersuchte Konzept des »virtuellen Anderen«, wonach Kinder mit einem Präkonzept auf die Welt kommen, das ihre emotionalen Erwartungen, wie sie behandelt werden möchten, umfasst. Diese sind nicht formulierbar, aber erschließbar dann, wenn sie verletzt werden; dann reagiert das Kind mit deutlichem Protest und einfühlsame Eltern reagieren auf solchen Protest ihrerseits mit »Reparaturen« ihrer Interaktionsangebote. Solche Reparaturen geschehen häufig, aus ihnen besteht wohl mehr als die Hälfte aller Eltern-Kind-Interaktionen.

Schon etwas ältere Kinder können Intentionen von anderen zutreffend erkennen. MELTZOFF et al. (1999) erdachten dazu ein sinnreiches Experiment: Man legt vor das 18 Monate alte Kind Holzringe und eine Stange und ein Versuchsleiter versucht, die Ringe auf die Stange zu stecken – was er sich absichtlich misslingen lässt, dabei aber Laute des Missbehagens über so viel Pech ausdrückt. Legt er »frustriert« die Dinge vor das Kind hin, nimmt dieses sofort die Materialien auf und zieht die Holzringe über die Stange. Dieser starke Befund kann nicht mit einer Theorie des Imitationslernens erklärt werden, weil das Kind ja etwas tut, was es gerade *nicht* zuvor gesehen hat; aber wenn man annimmt, dass Kinder Fähigkeiten zum »intention reading« haben, fällt die Deutung nicht schwer: Kinder reagieren gerade nicht auf Verhalten im Sinne eines Stimulus für eigene Reaktionen; sie interpretieren ab einem gewissen Alter Verhalten als äußeres Anzeichen einer inneren Absicht des Anderen. »Obviously, infants are not behaviorists«, schreiben die Autoren.

Seit den Untersuchungen von TOMASELLO (1999, 2002, 2003) scheint klar, dass das infrage stehende Alter die sog. »Neun-Monats-Revolution« ist; ab diesem Zeitpunkt versteht ein gesundes Kind, dass die Mutter ihm etwas zeigen will, wenn sie mit dem Finger darauf deutet. Das Kind blickt nicht mehr auf den Finger, sondern folgt der mütterlichen Blickrichtung und etwas später macht es die Mutter mit einer »imperativen Geste« selbst auf etwas aufmerksam und kontrolliert mit seinem Blick, ob die Mutter mit ihrem Blick seinen Absichten folgt. Klar geht es nicht um Verhalten, sondern um die Synchronisation von Intentionen, deren Gelingen oder Misslingen am Verhalten lediglich abgelesen wird. Das können Kinder dann, wenn sie als »intentionale Subjekte« behandelt worden sind, als Persönlichkeiten, deren Verhalten als sinnhafte Handlungen antizipiert werden und auf die mit Sinn reagiert wird. Sinn generiert so beständig Sinn und kann aus menschlichen Interaktionen von diesem Zeitpunkt an nicht mehr weggedacht werden. Hier liegen gewaltige Chancen für die Evolution von Kreativität und enormen sozialen Kompetenzen; aber hier liegen ebenso die Chancen für schwere Verzerrungen, weil Sinn sich als an soziale Zuschreibungsprozesse gebunden erweist. Das paradigmatische Beispiel ist jene bei DORNES (1996) berichtete Mutter, die immer meinte, wenn ihr Kind schreie, habe es Hunger und es zum Stillen an die Brust anlegte; das löste den Saugreflex aus, was das Kind kurzzeitig beruhigte und der Mutter ihre Vorstellung zu bestätigen schien, der Magen-Darm-Trakt des Kindes aber erwies sich bald als schmerzhaft

<sup>1</sup> Weitere Beispiele bei BUCHHOLZ (2007) oder GIGERENZER (2007). Der Zugang zur Welt, der hier anvisiert ist, liegt *vor* dem Experiment. Man kann Ballspielen und erst später Wurfbahnen berechnen, man kann Fahrradfahren und erst später über schiefe Ebene und freien Fall etwas wissen.

Ein solcher Zugang zur Welt ist primär in dem Sinne, dass einer ihn haben muss, bevor er überhaupt Experimente sich ausdenken kann. Das hatte Freud in einem Brief aus dem Jahre 1911 hellsichtig formuliert, als er meinte, »dass ich gar nicht für den induktiven Forscher organisiert bin, bin ganz aufs Intuitive angelegt, und dass ich mir eine außerordentliche Zucht angetan habe, als ich mich an die Feststellung der rein empirisch auffindbaren Psychoanalyse machte« (FREUD an Jung, 17.12.1911). Die Beschränkung des Wissbaren auf das Sichtbare oder sichtbar zu Machende habe unser Denken verwüstet. Polanyi rückt den Popper'schen Falsifikationismus zurecht, wenn er darauf hinweist, dass Wissenschaftler nicht etwa danach *streben*, ihre Theorien zu falsifizieren; sie streben vielmehr danach, sie zu belegen und sind allenfalls, wenn redlich, bereit, Widerlegungen zu *riskieren*. Wissenschaftler haben metaphysische Überzeugungen, sie *glauben* bestimmte Dinge auch dann, wenn sie nicht oder noch nicht bewiesen sind.

überlastet. Wenn das Kind nun erneut schreit, attribuiert die Mutter diesem Verhalten nun fälschlich denselben Sinn, was einen Kreislauf in Gang setzen kann, bei dem die mütterliche Fantasie sich, wie Dornes formuliert, als stärker erweist als die kindliche Biologie.

### Abschaltung des impliziten Wissens

Diese knappe Einführung soll genügen, um eine Vorstellung davon zu geben, in welchem Sinne hier von »implizitem Wissen« gesprochen wird. Es schließt ein Wissen um den anderen ein, selbst dann, wenn man ihn nur flüchtig kennt und vielleicht sogar nie mit ihm gesprochen hat. Menschen stehen an Bushaltestellen und »wissen« um die Distanzbedürftigkeit anderer und halten sie nach Möglichkeit ein; Beobachter von Menschengruppen können meist sehr klar identifizieren, welche Personen eine Gruppe (etwa ein Familie) bilden und zueinander gehören, ohne dass sie sagen könnten, woher sie das wissen. Sie wissen es eben. Sehr fein reagieren wir alle auf Gesten und Haltungen, Gerüche und Tonlagen, Blicke und Vermeidungen von alledem.

Vermeidungen dieses impliziten Wissens vom anderen werden durch die Metapher vom »Abschalten« nicht selten ausgedrückt. Dazu ein Beispiel aus unserer Untersuchung. Über die dabei angewandte Kombination aus Konversations-, Metaphern- und Narrationsanalyse kann hier nichts gesagt werden, dazu verweisen wir auf die ausführliche methodische Diskussion in unserem Buch (BUCHHOLZ, LAMOTT, MÖRTL 2008). Für die Frage nach der Schuld und dem Schuldgefühl bietet das von uns transkribierte und analysierte Material über das hinaus, was wir dort dargestellt haben, reiches Material. Ein Beispiel zum »Abschalten«:

(P 17, Z: 1133–1152)

Jörg S.: Also, ich habe ein flaes Gefühl im Magen, weil ich doch nicht alles hab' so wieder sagen können, wie ich es gerne gewollt habe. Aber ich habe eines – gespürt und gefühlt, dass du langsame Schritte machst und die machst du richtig, denke ich. Und damit geht es mir gut, weil was du mir vor ein paar Monaten versprochen hast, hast du mir heute im Wort wieder zurückgegeben und bist zum Erkennen gekommen, – dass es nur so geht. – Bloß, du brauchst deine Zeit.

Ther. A.: Sie sitzen auch wieder aufrecht, nachdem sie fast die ganze Stunde da unten irgendwo vergraben waren.

Jörg S.: Na ja, weil ich mit drinnen war und da werde ich halt, – weiß nicht, ist das schädlich? –

Ther. A.: Probieren sie es mal anders. –

Jörg S.: Ja, dann, -- dann muss ich abschalten – und das kann ich nicht.

Gerd R.: Abschalten, das brauchst du nicht. /// --

Jörg S.: Ich bin halt dabei. –

Paul H.: Ja, Gerd du wirst mir immer sympathischer und das habe ich nicht immer und während des Gesprächs habe ich in mir den Druck richtig, weil ich mit dir dabei war und das kommt daher, dass meine Ebene zu dir, meine Beziehungsebene stimmt und ich habe mich in keinsten Weise zurückgehalten, was ich gedacht, gefühlt habe, alles, und mir ist es eigentlich schwergefallen, meine Sachen zurück zu drängen, da ich großes Vertrauen zu dir habe.

Jörg S. reagiert hier auf ein anderes Gruppenmitglied, Gerd R., das einen Teil seiner Lebensgeschichte dargestellt hatte und

Jörg S. reagiert auf eine höchst charakteristische Weise: mit Körperempfindungen (»flaes Gefühl«) und Metaphern des Körpers (»Schritte gemacht«). Diese Körperlichkeit in der Sprache indiziert, wie sehr beim Zuhören andere als rein kognitive informationsverarbeitende Prozesse bei Jörg involviert waren, sein ganzer Körper »geht mit«, weil er nur so ein volles und umfängliches Verständnis dessen, was Gerd R. berichtet hatte, aufbauen kann; er spürt am eigenen Leib, dass der andere »langsame Schritte« macht und er spürt es so, als ob er sie selbst mache. Jörg geht empathisch mit Gerd mit.

Auch der Therapeut spricht den körperlichen Kontrast zwischen »aufrecht« und »vergraben« an und darauf antwortet Jörg, er sei »mit drinnen gewesen«. Nämlich »drinnen« im Gespräch und diese metaphorische Selbstlokalisierung im Gesprächscontainer ist wiederum Ausdruck einer intensiven Teilhabe, die implizites Wissen um den anderen möglich macht. Es anders zu probieren, wäre gerade ein »Abschalten«, was Jörg hier nicht kann.

Auch Paul H. gibt Gerd R., der von sich erzählt hatte, eine Rückmeldung, die das bei Jörg Beobachtete noch einmal bestätigt. Er sagt zu ihm, er sei »mit dir dabei« gewesen, weil »meine Beziehungsebene stimmt« und dass er so großes Vertrauen und eine wachsende Sympathie habe. Die so beschriebene Teilhabe ist wiederum körperlich, bezogen, dicht. Die Empathie operiert von selbst in einer beschreibbaren Weise: die Zuhörer hören das Gesagte auf der Folie des eigenen Leibes und auf der Folie der eigenen Geschichte. Deshalb ist es Paul H. schwergefallen, »meine eigenen Sachen zurückzudrängen«. Diese Art des Zuhörens macht die angesprochene Empathieverzerrung deutlich: Weder Jörg noch Paul könnten nämlich ihre Empathie von Projektion unterscheiden. Empathie fühlt sich in den *anderen* ein, Projektion bildet das Eigene am anderen ab. Die Verzerrung entsteht, weil beide Modi nicht unterschieden und gleichsam übereinandergeschoben werden. Das wird später noch differenzierter beschreibbar. Durch die Überlagerung entsteht eine dichte relationale Matrix des Erlebens, in der die Zuhörer ein implizites Wissen vom Erleben und den inneren Vorgängen des Erzählers haben und dies deutlich mitteilen; sie haben sich nicht nur angesprochen, sondern verbunden gefühlt.

Das Abschalten unterbricht diese interpersonale Matrix, wie auch ein weiteres Beispiel zeigt:

(P 16, Z: 1129–1138)

Thomas W.: Aber sie hat gesagt, dass war ja dann ein offenes Geheimnis dann. Äh erst, ich hab' ihr ja nichts erzählt, ich weiß ich bin da Heim gekommen, hab' mich dann aufs Sofa noch gelegt und hab' abgeschalten, wie ich da vom Pfarrer gekommen bin. Ich hab' ja auf da stur geschalten.

Die Rede ist von der Mutter, der Thomas nicht zu erzählen wagte, dass er erneut einen Missbrauch begangen hatte. Dem Pfarrer hat er sich offenbart, zu Hause aber »abgeschaltet« und »auf stur geschaltet«. Die Metaphorik des Sturen verweist auf das Störrische, die Etymologie aus dem Niederdeutschen schließt das Grimmige mit ein; ein Bezug zu »stehen«, so weist Kluges Etymologisches Wörterbuch aus, ist ebenfalls gegeben und dann hätten wir den Bezug zum Gegensatz des »Mitgehens«. Wer auf »stur schaltet«, der »geht nicht mit«, der entzieht sich der Matrix des Kommunikativen.

6

Die Metaphorik des An-, Ab- und Umschaltens geht noch sehr viel weiter. In einem anderen Beispiel sehen wir, wie Frank B. stillschweigend davon ausgeht, dass es auch eine Erwartung gibt, dass andere den »Schalter« bedienen. Martin K. erinnert hier Karl Z. daran, dass er geheiratet habe, weil seine Freundin schwanger wurde und dann sprechen die Männer weiter:

(P 10, Z: 644–660)

Martin K.: Aber Karl, früher haben wir doch einmal irgendwann ein Gespräch gehabt was, was fehlt in der Runde oder beim Sozialtraining. Da hast du dich mal so geäußert, wenn ich mich richtig erinnere, dass wenn das Kind nicht unterwegs gewesen wäre, hättest du auf gar keinen Fall geheiratet.

Karl Z.: Ja, das hab' ich da gesagt.

(?): Das hat er vorhin auch gesagt. Das hat er vorhin auch gesagt.

Martin K.: Da war die Liebe aber nicht so groß, du hast halt den Vater gestellt. Wolltest also an die Stelle zurück.

Frank B.: Ja, so stimmen die Pole und sie, also ich hab' so das Gefühl, wenn ich das alles so höre, sie konnte sich damit nicht abfinden oder umschalten oben im Kopf, dass sie jetzt ne Familie hat + und das

Martin K.: So ist es + es nicht mehr so geht wie früher, dass sie Halligalli machen konnte, mit anderen rumziehen. So wie du gesagt hast, mit Freundinnen und so.

Karl Z.: Hm.

Frank B.: Dass das nicht mehr geht. Und dann das Leben hinten und vorne verpassen kann. – Und letztendlich auch deine Schuld tun.

Karl Z. also hat berichtet, dass er seiner Freundin ein Kind gemacht und dass er deshalb geheiratet habe. Martin K. schließt, in der beschriebenen Mischung aus Empathie und Projektion, dass »die Liebe aber nicht so groß« gewesen sei und lässt eigene Erfahrungen (auch solche vom Hörensagen) anklingen. Karl habe »den Vater gestellt«. Erneut eine interessante Metaphorik, die hervorhebt, dass er wohl in die Rolle eingetreten sei mehr aus Zwang denn aus Neigung. Martin reformuliert diese Wendung dann »in die Stelle zurück« und dabei nutzt er eine Formel, als habe es sich um eine Arbeitsstelle gehandelt, die Karl erst aufgegeben habe, dann aber wieder besetzen wollte.

Mit dem Einwurf von Frank B., dass die »Pole gestimmt« haben, kippt der Dialog von einer empathischen Grundhaltung um in Richtung auf Projektion: nicht nur bietet Frank eine Deutung des Verhaltens von Karls Freundin an, die er nicht kennen kann, sondern er macht auch mit einem kontrastiven »also«, das den Redeneustart nach einer Selbstunterbrechung anzeigt, (»also ich hab' so das Gefühl, wenn ich das alles so höre ...«), dass er nun auf eine Projektion ausgeht. Er teilt sein »Gefühl«, genau genommen *seine* zusammengefasste Meinung dessen mit, wie *er* die Dinge sieht – und dabei erhält die Freundin die Schuld zugeschoben, weil sie nicht »umschalten« konnte im Kopf, »dass sie jetzt 'ne Familie hat«. Dieser neuen Linie schließen sich nun die anderen Sprecher mit raschen Redeeübernahmen an; die schnellen Redewechsel sind durch das »overlap«-Zeichen + deutlich gemacht. Es folgen Deutungen des Geschehens, die zu ratifizieren scheinen, dass die Freundin auf »Halligalli« nicht verzichten wollte, dass sie »dann das Leben hinten und vorne verpassen« kann, wenn sie ihre »Schuld« tue und die Mutter stelle ebenso wie Karl den Vater.

Die Frage nach der Schuld wird hier auf eine sehr interessante Weise verhandelt, nämlich vereinsamt. Erst war es Karl, der der Freundin ein Kind gemacht hat, dann ist es die Freundin, die nicht »umgeschaltet« hat und so konnten beide Eltern nicht ihre »Schuld« tun. Diese nachträgliche Konstruktion des Geschehens wird durch den Dialog der Sprecher erzielt unter Nutzung projektiver, klar ausweisbarer konversationeller Momente, die hier schon beschrieben sind. Das Moment der Schuld, dass Karl einer Frau ein Kind macht, mit der er nicht zusammenbleiben wollte von Anfang an, kommt an dieser Stelle überhaupt nicht in den Fokus der gemeinsamen Aufmerksamkeit, wird regelrecht daraus verdrängt – Verdrängung ist hier ein interaktiver und kooperativer Vorgang. So kann man sehen, wie die ganze dialogische Konstruktion hier einem solchen Ziel dient. An die Frau wird dabei in logischer Zwangsläufigkeit die Erwartung weitergegeben, dass sie hätte »umschalten« müssen und hierin sind die Sprecher sich umstandslos einig. Dieser Erwartung ist sie nicht nachgekommen und so trifft – in der Konstruktion der Sprecher – sie die Schuld daran, dass die Familiengründung scheiterte.

### Szenische Abwehrformen

Am zuletzt analysierten Beispiel lässt sich deutlich erkennen, wie die Abwehr durch Projektion die relationale Matrix verändert. Wer »abschaltet«, lässt seine Fähigkeit, körperlich »mitzugehen« oder »mitzuschwingen«, wie wir bei Jörg im ersten Beispiel gesehen haben, gleichsam erstarren, er schaltet »auf stur« und gliedert sich damit aus der relationalen Matrix aus. Er wird in einem sehr genauen Sinne zu einem Individualisten, der, soweit das Abschalten reicht, keine gefühlten sozialen Bezüge mehr hat und sie auch nicht zu haben braucht. Wird dieser Modus als Erwartung projektiv an andere gerichtet, dann wird daraus aufgrund der vorherigen Erstarrung der sozialen Matrix eine Norm, an der man andere messen und deren Versagen dann bereitwillig feststellen kann. Die durch Abschalten eingeleitete Veränderung der eigenen Person (»Selbstpol«) zieht eine Veränderung am Objektpol nach sich und beide gemeinsam verändern nun die affektive Lage; aus der Teilhabe an einer relationalen Matrix, die durch solche Teilhabe überhaupt erst errichtet wird, wird nun die Suche nach dem Schuldigen und alsbald dessen Feststellung. Aus einer affektiven wird eine normative Szene.

Solche Transformationen der relationalen Matrix gibt es in vielfachen Varianten, einige davon sind im Buch beschrieben. Hier soll an einem Beispiel – das wir gemeinsam mit Jan BULLA et al. (2005) bereits metaphernanalytisch beschrieben haben – geschildert werden, wie subtil die Umwandlungen beobachtet werden können.

Matthias R. ist ein Mann, der ausführlich schildert, wie er Esther\*, Tochter seiner damaligen Partnerin Waltraud\*, auf dem Toilettenhäuschen zur Befriedigung zwang oder Erika\*, ein anderes Kind, zum Oralverkehr. Es handelt sich um ein sehr prägnantes Tatnarrativ. Der Sprecher lässt Schuldbewusstsein in einer noch genauer zu analysierenden Weise in seiner sprachlichen Darstellung erkennen, und er berichtet über eine sehr starke Somatisierung: Am Tag nach der ersten Tat entdeckt er Schuppenflechte an seinem Penis, ein Symptom, das er vorher niemals hatte. Die Abwehr der Schuldgefühle führt hier in die Somatisierung, aber das scheint noch nicht genügend Angst-

bindung zu sein; er macht von der szenischen Umkehrung des Opfers als Verfolger Gebrauch. Diese Umwandlung soll im Laufe der Darstellung an den eingeschobenen Kommentierungen deutlich werden.

(Matthias R. – 1: Z 56f.):

Matthias R.: Zu dem – ersten – Missbrauch kam es 1991\*, --- äh, da wo meine Lebenspartnerin – und die Helga\* noch nicht da waren, meine Mutter hat gewohnt, da habe ich mit drin gewohnt, – und – es war halt mein kleiner Bruder noch da, und seine Lebenspartnerin, – die kommen auch ab und zu übers Wochenende, und es war sehr wenig Platz in dem Haus, sodass – äh die Esther\* – bei mir – auf der Ausziehcouch geschlafen hat, und – da hat die sich an mich so rangekuschelt, da habe ich natürlich – eine Erektion bekommen, – und – wie es halt so ist, hab' ich gefragt, ob sie mir nicht mit der Hand – einen runterholt, ne – da hat sie sich erst gestäubt und da habe ich ein bisschen Druck ausgeübt.

In diesem kleinen Abschnitt finden sich zwei »sweet little nothings«, die beiden Worte »natürlich« und »halt« (»wie es halt so ist«). Beide lassen es als eine selbstverständliche, »natürliche« Reaktion erscheinen, mit einer Erektion zu reagieren, wenn ein weiblicher sich an einen männlichen Körper kuschelt. Am Selbstpol wird damit erreicht, dass es aussieht, als könne man nichts »gegen die Natur« machen; die Argumentation mit der Natur, hier nur durch ein einziges Partikelchen, führt einen *moralischen* Diskurs zum Zweck der Selbstentlastung.

Wenn er davon spricht, Esther\* gefragt zu haben, ihn mit der Hand zu befriedigen, ist das keine »natürliche« Reaktion, sondern aktive Aufforderung. Aber der Schatten der Entlastung einer natürlichen Reaktion soll auch noch auf die selbstverantwortlich gewählte Handlung fallen. Schon die Einleitung dieser Schilderung durch eine Passivierung (»es kam zum Missbrauch«) dient der Konstruktion, dass es Umstände gab, dass er also nicht selbst handelte. Würde er sich Initiative zusprechen, wäre sein Schuldproblem nur vergrößert. Das nächste »sweet little nothing«, das »bisschen« Druck nämlich, das er ausgeübt habe, lässt deutlich das Schuldgefühl erkennen; er müsste ja den Druck nicht zu einem »bisschen« heruntermodulieren, wenn er nicht wüsste, dass sein Handeln nicht in Ordnung war. In diesen kleinen, aber so bedeutsamen Wendungen, sehen wir einen starken Beweis für das implizite Wissen um die Schuld; ohne ein solches Wissen müsste ein Sprecher weder von den Passivkonstruktionen Gebrauch machen noch sich auf »Natur« berufen und auch den Druck nicht modulieren. Dass die Gruppenteilnehmer insgesamt dies implizite Wissen um die Schuld erkennen lassen, lässt der prinzipiellen Hoffnung Raum, dass sie therapeutisch beeinflussbar sind. Menschen, die dieses implizite Wissen nicht erkennen ließen, könnten vermutlich mit psychotherapeutischer Arbeit gar nicht erreicht werden.

Mit dem »bisschen« verkleinert er in der Darstellung den von ihm ausgeübten Druck. Er hat – wie die Modulation durch »bisschen« beweist – Schuld bewusst und damit ein implizites Wissen um das Mädchen, von der er ja auch berichtet, sie habe sich gestäubt. Aber die Schuld zu bekennen, wäre ihm eine Niederlage, und deshalb muss das Schuld bewusstsein verdrängt werden.

Das körperliche Organ, an dem sich diese Niederlage vollzieht, wird dann genannt:

--- Das war dann das erste Mal, – da habe ich dann Schuppenflechte bekommen, – aber überall am Penis und so, – am Fuß auch und am Rücken hab' ich das gehabt, – und, – ähm, am nächsten Tag nachdem, oh, da hast aber Scheiße gebaut, was hast du da bloß getan, ne dass---

Der Vorwurf, eben die Stimme des als Niederlage verabscheuten Schuld bewusstseins tritt in szenischer Gestalt auf: durch einen imaginierten anderen, erkennbar an der Anrede per »Du«. Es ist, als ob ein anderer zu ihm spräche. Die Abwehr der Schuld, die Verletzung der relationalen Matrix und die Ignoranz gegenüber dem eigenen impliziten Wissen verwandeln die Figur des »anderen«; eben noch ein begehrtes kleines Mädchen, jetzt die Stimme eines Verfolgers. Die Schuppenflechte erhält in diesem Zusammenhang durch ihn selbst die Deutung einer STRAFE, die ihm für die Tat zuteil wurde.

Nach der Selbstunterbrechung, hier durch Gedankenstriche angezeigt, fährt er fort:

(Matthias R. – 1: Z 68f.)

Matthias R.: Ja, und – weiß nicht, war das war einen Monat später, – oder was – dasselbe – wieder – auf, auf dem Toilettent, Toilettenhäuschen, wir haben ja ein Plumpsklo auch gehabt, obwohl wir im Hause auch eins gehabt haben, – da hat sie – äh drin auch gefragt, ob sie schon einen Freund hat, und so weiter --- und – hab', und bin da auf der Toilette gesessen, – da war sie vor der Tür gestanden und wir haben uns unterhalten, über andere Dinge noch und dann wie gesagt, komm nur rein, – da habe ich sie mit ihrem Hintern auf mich draufgesetzt, – ne, – und – wollte den Geschlechtsverkehr ausüben, aber sie ist mir ausgerissen, – ne, und hat zu mir gesagt, alte Sau, ne, – und – in der Zeit – ist es im – Ganzen, bis 1992\*, bis zu meiner Inhaftierung zehn, zehn Mal mit der Hand befriedigen lassen.

Auch nicht durch mehrfaches Anhören und Ansehen des Videobandes lässt sich hier entscheiden, wie seine Affektlage ist: gibt er im Zitatformat wieder, was Esther\* ihm nachgerufen hat (»alte Sau«) und zeigt damit möglichst wörtlich genau, wie es gewesen ist? Ist er beschämt? Oder hält er den affektiven Ball flach und präsentiert sich als einer, der sich bedauernswerterweise solche Worte hat sagen lassen müssen? Sieht er sich als Opfer einer solchen Beschimpfung? Welche Ordnung ist es, die hier gilt? Die eine wäre die des Mit-Leidens, mit dem Mädchen, das sich dem Zugriff des Täters entzieht und ihn – eben: zu Recht! – beschimpft; die andere Ordnung wäre die eines Erwachsenen, der von einer Göre böse beschimpft wird. Eine alltägliche Hermeneutik möchte hier wissen, wie das gemeint war? Das aber könnte übersehen lassen, dass es ein Ziel der Darstellung ist, solche alltägliche Hermeneutik gleichsam zu blenden; es kommt dem Sprecher gerade darauf an, dass die Zuhörer *nicht* die Augen geöffnet bekommen, sondern im Zustand des Nicht-Verstehens verbleiben. Denn nur solange beide Ordnungen einander die Waage halten und nicht entschieden werden, kann die *Darstellung* weitergehen.

Wir kommen hier weiter durch Methodik. Indem man sich weniger auf die Inhalte des Gesprochenen als vielmehr auf die Art der Adressierung der Angesprochenen einstellt. Harvey SACKS (1992, S. 66f.) hat eine konversationelle Routine beschrieben, die hier greift: Die Wiedergabe von Beschimpfungen der eigenen Person ist ein seltenes, weil dialogisch riskantes Ereignis. Wer zitiert, wie er beschimpft wurde, riskiert, dass

8

auch die Zuhörer sich den zitierten Äußerungen anschließen könnten; wenigstens in Gedanken. Wer eine Beschimpfung wörtlich wiedergibt, riskiert, die Kontrolle über den Aufmerksamkeitsfokus seiner Zuhörer zu verlieren, und deshalb wird eine solche Zitierung nachdrücklich vermieden – außer dann, wenn der Sprecher sicher ist, wie die Zuhörer reagieren werden: nämlich nicht mit Zustimmung zur Beschimpfung, sondern mit Empörung gegen die Beschimpfenden. Eben dieses Kalkül scheint Matthias R. hier auszubeuten. Indem er die Beschimpfung zitiert, macht er gleichzeitig klar, welche Reaktion er von seinen Zuhörern erwartet. Das kleine angehängte »ne« (»alte Sau, ne«) wird von Konversationsanalytikern als »tag« bezeichnet. Dies sind jene alltäglichen Artikulationen, denen inhaltlich-semantic kein Sinn zugewiesen werden kann, die aber für den Ablauf der Konversation größte Bedeutung haben; »tags« sind jene Artikulationen, mit denen wir Zustimmung einfordern oder auf ein als gemeinsam unterstelltes Wissen verweisen.

Genau hier beginnt die szenische Umkehrung: Indem Zuhörer oder Leser inhaltlich *nicht* entscheiden könnten, wie das Gesagte gemeint ist, wohl aber *konversationell* zu einer Stellungnahme zu den beiden Ordnungen gedrängt werden, kann sich ereignen, was als »projektive Identifizierung« beschrieben würde: Der Sprecher kann die eigene Stellungnahme vermeiden, weil er eben diesen »Teil« bei den Zuhörern »untergebracht« wissen kann. Mit geringstem Energieaufwand, nämlich durch einfach passivierende Darstellung der »Umstände«, kann er seiner Darstellung nun die gewünschte Richtung geben.

(Matthias R. – 1: Z 77 f.)

Matthias R.: Im – August–September, wo meine – damalige Lebenspartnerin dann auch zu uns, – zu mir gezogen ist, – war – meine Mutter auch noch im Haus, wurde es immer enger. --- Durch das, durch meine Schuppenflechte – hat – die Elisabeth\* auch – den Geschlechtsverkehr abgebrochen, also geht nicht, mit dem Penis und alles. – Obwohl, da habe ich mir bei der Befriedigung, – manchmal mit Gewalt, manchmal mit Geschenken auch, – bei den Kindern – eben das geholt, was ich von ihr nicht gekriegt habe.

Er wechselt zur Ordnung des moralischen Naturalismus: Unterstellt werden natürliche Bedürfnisse und Verhaltensweisen wie Hunger und eben auch Sexualität. Es ist wiederum nur natürlich, sich für seine natürlichen Interessen einzusetzen und ggf. auch für sie zu kämpfen. Aus der natürlichen Gegebenheit solcher Bedürfnisse erwächst ein moralischer Anspruch; ein Mann hat Recht auf Geschlechtsverkehr, und wenn ihm dieser verweigert wird, ist diese Verweigerung Unrecht. Tim BENEKE (1982) hat gezeigt, dass eine solche Logik gleichermaßen den metaphorischen Konzeptionen der Sexualität von normalen Männern wie von Vergewaltigern zugrunde liegt. Moralische Fragen werden mit »Natürlichkeit« begründet, und diese Logik bietet dem, der sie teilt, an, zwischen moralischen Wertungen und natürlichen Ansprüchen hin und her zu changieren. Beide stabilisieren sich in einer nur schwer angreifbaren Weise gegenseitig – denn wer wollte einem Mann das Bedürfnis nach Geschlechtsverkehr verweigern? Unter Berufung auf Natürlichkeit kann auf diesem Weg die Frage der Schuld immer leicht entschieden werden, so, wie es Matthias R. hier gerade tut: Schuld ist seine Frau, die ihm den Geschlechtsverkehr verweigerte.

Damit setzt nun ein bemerkenswerter Bedeutungswandel ein: War eben die Schuppenflechte am Penis von ihm noch als eine Art STRAFE gedeutet worden, erscheint sie nun in einer neuen metaphorischen Konzeptualisierung:

SCHUPPENFLECHTE = URSACHE (weil kein Geschlechtsverkehr möglich). Sie, die Schuppenflechte, und dann »die Frau« werden zur Ursache dafür, dass er sich bei den Kindern »eben das geholt, was ich von ihr nicht gekriegt habe«. Diese metaphorische Konzeptualisierung impliziert, dass ein normaler Mann regelmäßigen Geschlechtsverkehr haben muss, und wenn ihm die Frau das verweigert, entsteht quasi ein Recht, sich Befriedigung andernorts zu »holen«. Hiermit konstruiert Matthias R. unter der Hand die konzeptuelle Metapher

MISSBRAUCH = EIN RECHT. Diese stille und deshalb wirkmächtige Konzeption ordnet dem Rechtssystem, das ihn verurteilt und ins Gefängnis gebracht hat, eine Art höheres Recht zu, nämlich den moralischen Naturalismus, dessen Logik sich hier so formulieren ließe: *Wenn normale Männer nicht »natürlich«, »wie es halt so ist« befriedigt werden, müssen sie sich eben ihr Recht andernorts holen; Hilfsmittel wie »ein bisschen Druck« sind dabei nicht gerne gesehen, werden aber toleriert.*

Was in der Ordnung des Rechts als »Missbrauch« bezeichnet würde, ist in der anderen Ordnung des moralischen Naturalismus ein »natürliches« Recht: Dasselbe wird »mal so«, »mal so« gewertet. Die gleichen szenischen Momente erhalten in der einen Ordnung den einen, in der anderen den anderen Namen, und weil sie die gleichen Momente sind, können sie durch das Gleichheitszeichen miteinander verbunden werden. Wir nennen das die *Technik der metaphorischen Überblendung*, die eine solche Bedeutungsverschiebung möglich macht.

Wir haben bislang den moralischen Naturalismus als »höhere« Ordnung beschrieben, auf die Matthias R. sich hier zu berufen versucht und die er zugleich in den kleinen Phrasierungen aufbauend konstruiert. Zugleich aber ist nicht zu übersehen, wie sehr er weiß, dass er Unrecht getan hat.

(Matthias R. – 1: Z 84 f.)

Ne, die Erika\* hat mir von – '91\* bis '92\* sechs Mal mit dem Mund befriedigen, – befriedigen müssen, – ohne dass sie das wollte. Manchmal habe ich das in Form, wie bei der Esther\*, bei der Großen – ein Mofa gekauft, – dann noch – die Pistole auf die Brust gesetzt, dann habe ich das wieder verlangt, – bei Erika\* genauso, – und – ich muss sagen, – mit Geschenken, das ist nicht oft passiert, – ich habe eben sehr viel Druck darüber ausgeübt. –

Demnach befindet er sich nicht in einem Konflikt zwischen »Recht« oder »Unrecht«, sondern in einem Konflikt zwischen zwei Ordnungssystemen. Er bemüht sich gerade um eine Darstellung, wonach ein anderes Rechts- oder Ordnungssystem für ihn gelte – und *darin* wäre er entlastet. Eben darum beginnt er seine Darstellung nun zu zentrieren, dass dieses andere System des moralischen Naturalismus nicht anerkannt wird; diesem fehlt die soziale Ratifizierung. Aber mit dem Übergang, den wir – in Anlehnung an ASSMANN (2000) – als »normative Inversion«<sup>2</sup> bezeichnen wollen, kann er die obige Modulation

<sup>2</sup> ASSMANN (2000) verwendet diesen Begriff seinerseits in Analogie zur psychoanalytischen Reaktionsbildung, um die von Echnathon eingeleiteten Veränderungen im Alten Ägypten sinnfällig zu machen; Echnathon führte im

von »ein bisschen Druck« auffallend zurücknehmen; im Gegenteil: der Druck war »sehr viel«, er hat »die Pistole auf die Brust gesetzt«, und teils hat er sich die Willfähigkeit der Mädchen mit Geschenken erkaufen müssen, ebenso wie deren Schweigen. Die Frage für eine alltägliche Hermeneutik stellt sich hier, wie diese Zurücknahme zu erklären sein könnte? Handelt es sich um wachsende Einsicht in das Verwerfliche seines Tuns? Wird er offener, seine »Sünden« zu gestehen? Geht die Verleugnung zurück?

Wir meinen, hier spielt der versuchte Übergang von einer Ordnung zur anderen eine Rolle; die damit einhergehende »Umwertung aller Werte« gibt auch dem Druck und der Gewalt eine je andere Bedeutung. Man sieht die normative Inversion sehr deutlich: Wo eben noch das Schuldbewusstsein ihn nötigte, seinen Druck darstellend zu verkleinern, kann er mit dem Übergang in den moralischen Naturalismus leichter davon sprechen, sehr viel Druck, ja sogar Gewalt ausgeübt zu haben – doch diese neuen Wendungen sind keineswegs als Geständnisse zu werten, sondern sie sind tendenziös: sie erscheinen als eine Art Notwehr gegen Druck, der auf *ihn* ausgeübt worden sei:

(Matthias R. – 1: Z 97 f.)

Matthias R.: Und, – ich muss sagen, – '92\* – kam auch --- (lauter) einmal – die Polizei zu uns, – und die hat die zwei Kinder befragt, hier, – ob da was wahr ist, weil da ist – was eingegangen gewesen, ne, (wieder leise) Telefonanruf, dass da Vorfälle vorgekommen sind, und die haben das alle beide verneint – und – ja, nach einem Monat, – kamen sie da auf die Baustelle und haben mich da verhaftet, ne, und haben mir eben die Vorwürfe gemacht. Zuerst habe ich nichts gesagt, – und dann haben sie mich nach A-Stadt\*, – A-Stadt\* und dann ist halt, sind sie wieder gekommen zur Vernehmung und da habe ich es wieder abgestritten, und als dann der Psychologe und das alles kommt, da habe ich es zugegeben gehabt. Ich muss allerdings noch dazusagen, '92\* einmal – hat mich meine Mutter zur Rede gestellt, – nicht erst mich, sondern die Esther\*, – und ich habe gehört, dass die das abstreitet, natürlich habe ich es dann auch abgestritten, – und damit hat sich meine Mutter zufriedengegeben, – hätte ich das gleich gesagt, wäre es auch nicht – zu den weiteren Vorfällen gekommen, weil dann hätte die – was gemacht. ---

Hätte also die Mutter rechtzeitig gehandelt, dann wären die anderen als Retter ins Spiel gekommen.

Nun schaltet sich ein anderes Gruppenmitglied mit einer Frage ein:

(Matthias R. – 1: Z 103)

Kurt M. (leise): Was willst du eigentlich sagen?---

Das ist ein beachtenswerter Einwurf eines Gruppenmitglieds, der mit seiner alltäglichen Verstehensmühe offenbar spürt, wie hier Bedeutungen subtil verschoben werden. Wenn man die normative Inversion zwischen beiden Ordnungen vor Augen hat, macht der Einwurf Sinn. Dann könnte man diesen Einwurf »übersetzen« als fragende Aufforderung, sich zwischen beiden Ordnungen zu entscheiden. Solange Matthias R. nicht entschieden hat, welche Ordnung er als für sich gültig akzeptiert, bekommen alle Mitteilungen einen schillernd-gegensätzlichen Sinn. Matthias R. kann sich nicht positionieren; weder als Täter mit Schuldbewusstsein und strafender Schuppenflechte,

noch aber als einer, den die Schuppenflechte an der Ausübung seines natürlichen Rechts auf Geschlechtsverkehr behindert hat; er schwankt, ob ihm etwas geschehen ist oder ob er etwas getan hat unter dem Druck von lastenden Umständen; wenn er aber etwas tut wie Druck ausüben, muss moduliert und diese Modulation dann zurückgenommen werden, wenn er re-agiert, dann erkennbar aus strategischen Darstellungsgründen. Auch die nächste Nachfrage von

(Matthias R. – 1: Z 104 f.)

Dieter F.: Und körperlich war das Kind?---

kann man so verstehen; eine Altersangabe zu Esther\* ist bisher nämlich unterblieben.

Matthias R.: Ich habe bloß unter Druck gesetzt, das müsst ihr jetzt machen, und, und, ne. --- Wir hatten – vorher – ein sehr gutes, äh, äh, einen sehr guten Kontakt und das ///, das kann man sich eigentlich gar nicht vorstellen, was daran schlecht gewesen wäre, – Jahre vorher, ne (Therapeut K. geht zum Fenster), weil ich kenne sie ja schon von klein auf. – Und – der hat sich verschlechtert zu den Kindern, – nachdem sie, äh – die Esther\* im Freibad mit der Kleinen, – wenn sie mit, mit, Uhren, – mit Uhren oder – oder was rausgegangen, oder ich hatte mal drei Fahrräder vor der Haustüre stehen, ja das haben die gestohlen, das hat sich immer mehr verschlechtert, weil ich war sehr bekannt, von meinen Großeltern schon her, – und das alles, die Leute, die sind immer zu mir gekommen, haben mich auf der Straße angehalten, da waren auch andere dabei, ne, für mich war das immer sehr peinlich. –

Hier ist nun die szenische Umkehrung zum »Opfer als Verfolger« vollendet. Denn Esthers\* Klauerereien beschädigen nun das Ansehen von Matthias R. im Dorf, er wird angesprochen, es ist ihm peinlich – und damit mutiert er zu einem Verfolgten. Es ist Esther\*, die ihn in dem Sinne »verfolgt«, als sie ihm Reputationsschäden zufügt; es ist *sein* Ansehen, das leidet, er ist nun *ibr* Opfer. Dafür könnte man noch weitere Illustrationen anfügen.

Er verteidigt sich aber auch gegen die seinen Ruf schädigende Esther\* und rechtfertigt so seine Schläge. Kurz, er ist es, auf dem am Ende aller Druck lastet. Er ist Opfer.

Das Ziel dieser überblendenden Darstellung ist dann erreicht: das Opfer Esther\* ist die eigentlich Verfolgende, während ihm, einem »normalen Mann«, das, was ihm zusteht, verweigert wurde und er zusätzlich noch mit den Peinlichkeiten zurecht kommen musste, die ihm von einem kleinen Mädchen bereitet werden – denn er war ja am Ort ein bekannter Mann. Hier ist die szenische Umkehrung Teil einer insgesamt komplexen Schuldabwehrstrategie, die von der Somatisierung über Passi-

14. vorchristlichen Jahrhundert eine neue Religion ein, und damit änderten sich alle Gebräuche: was eben noch gegessen werden durfte, war nun mit Speiseverbot belegt; was eben noch verehrt war, wurde nun erniedrigt; was eben noch heilig war, galt nun als verrucht. Schon Freud war in seiner Schrift über den »Gegensinn der Urworte« aufgefallen, dass das lateinische »sacer« manchmal mit heilig, manchmal mit verrucht zu übersetzen sei. Hier wird deutlich, dass das von der Inversion der Normen abhängig ist, die mit dem Übergang von einer Ordnung zur anderen einhergeht. – Wir sprechen von normativer Inversion dann, wenn wir den besonderen »Wertewandel« meinen, von »metaphorischer Überblendung«, wenn wir die metaphernanalytisch beschreibbare Technik der Darstellung ansprechen. Beide Vorgänge sind nah miteinander verwandt.

10

vierung und Vorwürfe an nicht-einschreitende andere (Mutter) bis zur Darstellung des Opfers als Verfolger reicht. Ziel ist, durch normative Inversion den Missbrauch als rechtmäßig darstellen zu können. Freilich nicht rechtmäßig im Sinne der Jurisprudenz, sondern rechtmäßig im Sinne derjenigen Rechte, wie sie etwa ein »normaler Mann« von seiner Frau erwarten kann, ein Vater von seiner Zieh-Tochter (dass die seinem Ruf nicht schade).

### Persönliche Verantwortung oder »Aufarbeitung der Lebensgeschichte«?

Die besonderen Abwehrmanöver solcher Menschen, die sich mit ihrer Schuld auseinandersetzen müssen und es doch kaum können, benötigen eine besondere Einstellung der Therapeuten. Sie wird nicht direkt, sondern ebenfalls in Anspielungen gefordert. Die Gruppenteilnehmer verhalten sich in vielfacher Hinsicht den Therapeuten gegenüber fügsam – wie könnte das auch in einem solchen institutionellen Kontext anders sein. Wir tragen ein paar Momente hier zusammen, die sich um die Frage der »Aufarbeitung der Lebensgeschichte« drehen.

(Peter P. – 1: Z 332 f.)

Peter P.: Ja. Und plus, äh, achtzehn Monate wegen Betrug. // das hängt irgendwie mit meiner Lebensgeschichte zusammen, äh, das ist faktisch unmöglich, denn da ergeben sich dann sehr viele Fragen. Ich meine, wenn die Gruppe meint+

In dieser Äußerung von Peter P. wird eine Doppeldeutigkeit spürbar: Die Zuwendung zur eigenen Lebensgeschichte hat eine therapeutisch hilfreiche Wirkung (KÜHNLEIN 2002), und Peter P. ist bereit, das zu würdigen, aber er fügt an, es sei »faktisch unmöglich«. Was? Alles aus der Lebensgeschichte zu erklären. Aber »wenn die Gruppe meint« ...

Die Idee einer Erklärung aus der Lebensgeschichte hat tatsächlich in allen Therapien *auch* die Mitbedeutung, dass hier Entlastung von Verantwortlichkeit und Schuldübernahme angeboten und angenommen werden kann. Wenn das aber nun als »faktisch unmöglich« angesehen wird, dann artikuliert Peter P. hier Zweifel, wie weit ein solches therapeutisches Konzept führen werde oder nur »sehr viele Fragen« aufwerfe. Was wäre die Alternative? Wir meinen, dass er hier implizit anbietet, weniger die Idee einer »Erklärung aus der Lebensgeschichte« zu verfolgen, sondern seine persönliche Verantwortung zu thematisieren. In seiner Fügsamkeit steckt ein therapeutisches Angebot.

Dieser Zweifel wird auch im Blitzlicht am Ende einer Sitzung geäußert. Matthias R. kommentiert das Geschehen der Sitzung so:

(Frank B. – 1: Z 1187 f.)

Matthias R.: Ich fand es auch sehr interessant. Ich konnte mich auch ganz gut mit der Angst und das hineinversetzen. Ich habe da schon ziemlich viel im Krankenhaus als Kind im erlebt. Ich weiß wie man sich da auch fühlt und alles. Und so, wieso das passiert ist. Das gibt mir auch so viel denken. Da gehe ich lieber selber und frage mich selber auch, nicht? Und denke darüber nach.

Therapeut K.: Also das nehmen Sie für sich auch mit?

Matthias R.: Ja.

Therapeut K.: »Was hat das heute, mit meinem Leben heute, zu tun was damals war?«

Matthias R.: Weil, ich kann mir das selber aussuchen, nicht?

Therapeut K.: Mhm.

Matthias R.: Man kann sich da wieder ein Beispiel nehmen. Vielleicht war da was authentisch oder so was, nicht? Ansonsten geht es mir gut.

Das Geschehen während der Sitzung hat Bereitschaft zur Identifikation geweckt, er erinnert sich an eigene Erlebnisse im Krankenhaus. Die Formulierung des Therapeuten nutzt das Quasi-Zitat als spräche er einen Gedanken von Matthias R. aus: Was das »mit meinem Leben heute« zu tun habe, was damals war. Matthias R. macht deutlich auf die Schwäche dieses Konzepts aufmerksam: er könne sich die Zusammenhänge zwischen dem »damals« und dem »heute« »selber aussuchen«. Das therapeutische Wort »authentisch« wird mit dem angefügten »oder so was« halb entwertet. Die Auseinandersetzung mit dem therapeutischen Konzept einer Erklärung der Tat aus der Lebensgeschichte bleibt konstanter Topos in der Gruppe und wird kontrovers verhandelt. Eine polar gegensätzliche Stellungnahme dazu findet sich in folgendem Dialog:

(Thomas W. – 1: Z 753 f.)

Thomas W.: Na, ich steh ja zu meinen Sachen, was ich gemacht hab, und, und, dass es schlimm war, was ich gemacht hab.

Ronny T.: Als weniger schlimm seh ich's auch nicht als weniger, also ich seh das schon als weniger schlimm an, und da bin ich froh drüber, aber ich seh's trotzdem als schlimm an, so +

Thomas W.: + Also, also +

Ronny T.: +So würd ich's halt betrachten +

Thomas W.: + Meine Schuld ist schlimmer als deine

Ronny T.: So würd ich schon sagen. Na, dass es nicht schlimm ist, so würd ich's nicht bezeichnen, es belastet mich schon, es macht mein Leben, hat mein Leben zerstört, mit'm Alkohol ist es genauso, aber das ist jetzt ne andere Schiene, aber es ist im Endeffekt die gleiche Schiene, also

Bernd B.: (erregt) Also für mich ist es ganz wichtig, dass ich aufmerksam gemacht werd drauf, /// wir sind hier wie im Fernsehen. Ich brauch ne gewisse Betroffenheit, das brauch ich einfach, dass ich das seh, was ich da wirklich gemacht hab. Ich muss das spüren, fühlen und sehen. Aber wenn da alles so, so, so gemauschelt wird, und so, äh, äh, die Umstände, ich kann doch gar nichts dafür. /// bloß nicht verletzen, die sagen, dass es so schlimm ist, vor was, vor was habt's ihr denn Angst?

Hier wird von Thomas W. und Ronny T. ein klares Schuldbekenntnis übernommen und auch die Frage, wessen Schuld schlimmer sei, sondiert. Verantwortlichkeit wird gesehen und anerkannt, wie zerstört durch die Tat auch das eigene Leben wurde. Bernd B. fügt an, dass die Erklärung aus den Umständen gleichbedeutend sei mit »Ich kann doch gar nichts dafür«; er empfindet, dass da »gemauschelt« werde, weil die Gruppenteilnehmer Angst hätten, sich direkt etwas über ihre Schuldverstrickungen zu sagen.

Die Gruppe verhandelt hier in gleicher Weise ein konzeptuelles Problem, wie man das auch in der Fachliteratur finden kann. Beschäftigen sich etwa Bindungstheoretiker mit der Entstehung von Gewalt, so sind ihre Texte meist voll von Hinweisen auf frühe Interaktionsdynamiken, aus denen Unsicherheit und Ambivalenz entstand, sodass die gewaltsame Tat als Versuch der Ambivalenzbewältigung erscheint. Man findet in solchen Behandlungsberichten wenig, wie Therapeuten Schuldanerkennung von ihren Patienten gefordert

haben. Ihre Berichte sind voll von reichem und subtilem Verstehen, was therapeutisch Sinn macht; aber es mangelt ihnen an Stellungnahmen.

Den genau gegenteiligen Eindruck kann man sich bei kleinanalytischen Autoren holen. Wenn sie Gewalttäter behandeln und darüber berichten, ist Schuld als Introversion des Aggressions- oder Todestriebes beständiger Topos, aber man hat durchaus nicht den Eindruck, dass sie sich für die frühe reale Interaktionsgeschichte solcher Menschen nachhaltig interessieren; das Triebkonzept scheint schon zu viel erklären zu können, als dass frühe Interaktion als Realität in den Blick geriete.

Auch in der öffentlichen Diskussion um Straftäter kann man eine ähnliche Polarisierung beobachten. Die einen fordern, deren Schuld klar herauszustellen, und sie schließen meist die Forderung nach strenger Bestrafung an; der Gegenpol wird eher von psychotherapeutisch informierten Gutachtern vertreten, die insbesondere auf die Kindheit der Täter verweisen und deren Nachwirkungen zu berücksichtigen fordern. Für die andere Seite in diesen Kontroversen ist eine solche Argumentation jedoch kaum etwas anderes, als dass Täter zu Opfern ihrer Kindheit gemacht würden und damit falle man dann auf deren abwehrende Manöver herein. Die Täter-Opfer-Umkehrung scheint sich dann auch auf dieser Diskussionsebene zu wiederholen.

Eine einseitige Stellungnahme für die eine *oder* die andere Seite kann nicht förderlich sein. Straftäter sind wie andere Menschen sowohl Produkt ihrer Umstände, aber immer auch verantwortlich für ihr Handeln. Von beiden Positionen kann freilich, darauf hat zuletzt Bernd B. deutlich hingewiesen, defensiv Gebrauch gemacht werden. Schuldanerkennung kann durch Hinweis auf die Umstände der Lebensgeschichte vermieden, die Auseinandersetzung mit der Lebensgeschichte kann durch Hinnahme der Schuld ausgesetzt werden. Der Hinweis von Bernd B. auf die Angst ist deshalb von großer Bedeutung; sie erstreckt sich in beide Richtungen.

Freilich ist die Aussage von Bernd B. auch anders lesbar. Der, akustisch schwer verständliche, Hinweis auf das »Fernsehen«, d. h. auf die Videoaufzeichnung, verleiht seiner Aussagen gleichsam ein anderes Vorzeichen; es ist dann, als ob er sage: »wegen des Fernsehens (sprich: der Aufzeichnung) müssen wir so reden«. Zu einer solchen Lesart würde die Betonung passen, wie wichtig es ihm sei, »aufmerksam gemacht« zu werden – durch den Therapeuten in erster, durch die Gruppenmitglieder in zweiter Linie. Dieses »aufmerksam gemacht werden« wird von ihm illustriert durch mehrere Anfügungen: Betroffenheit; sehen, was er wirklich gemacht habe; »spüren, fühlen und sehen«. Es ist, als ob er wünsche, »mit der Nase draufgestoßen« zu werden: so, dass es beinahe wehtut. Wenn wir das so verstehen, verdeckt die Auseinandersetzung um die Frage, »ich kann doch gar nichts dafür« den Wunsch nach Bestrafung – die aber dann wiederum von außen käme, als therapeutisches Oktroi. Als ob er einen Therapeuten fordere, der nach der Devise handle, »wer nicht fühlen will, muss hören«. Damit wäre ein implizites Wissen von der Fehlerhaftigkeit des eigenen Handelns immer schon dokumentiert, ohne dies jedoch selbst denken zu können. Die Forderung nach Strafe – und sei es in der Gestalt des therapeutischen Oktroi – käme hier einer Ausflucht gleich; dass jemand Strafe fordert, weil er sein *eigenes* Wissen um sich und seine Taten nicht denken kann.

Es ist, als ob hier eine tiefere Angst vor zwei aussichtslosen Alternativen anklinge, die vor der eigenen Meinung darüber, entweder überhaupt kein Subjekt zu sein (nur von Umständen bestimmt und deshalb letztlich ohne Schuld), oder aber ein Subjekt, welches das *eigene* Wissen um sich nicht annehmen kann und insofern tiefere Reflexion verweigern muss. Solche Anerkennung des *eigenen* Wissens um die *Lebensgeschichte der Taten* müsste durch Therapie ermöglicht werden können – und diese Aufgabe ist schwierig. Aber uns will scheinen, dass sie von Bernd B. hier geradezu eingeklagt wird. Wie kann man mit der Schuld leben und sie wirklich ermessen? Ohne sich mit Pseudoerklärungen über die »Umstände« abfinden zu müssen?

### Schlussbemerkung

Diese Fragen fordern zu weiterer Diskussion heraus. Sie machen deutlich, dass eine »übliche« therapeutische Orientierung an der Authentizität der Darstellungen eines Patienten nicht ausreichen kann. Denn diese Männer sprechen selbst dann, wenn sie ihre Schuld bestreiten, in einem subjektiv authentischen Sinn.

Auch eine »übliche« therapeutische Orientierung an den Emotionen von Patienten reicht nicht; denn diese Männer können durchaus begreifen, welche erhebliche Rolle Emotionen in ihrem Leben spielen – und können dies dennoch zur Abwehr verwenden.

Unsere konversations- und metaphernanalytische Erforschung solcher Redeformen, die in unserer Studie erstmalig mit Sexualstraftätern durchgeführt wurde, weist auf den nicht geringen Nutzen solcher qualitativer Forschungsanstrengungen hin. Forschung kann durchaus Anregungen für die therapeutische Praxis bieten und sollte dies vermehrt tun. Die Paradigmen der psychotherapeutischen Forschung wenden sich derzeit eher von den bloßen Ergebnismessungen (»outcome«) ab, weil der Satz »Psychotherapy works« (MERGENTHALER 2008) als Einleitungssatz in vielen Aufsätzen in Varianten auftaucht. Ja, Psychotherapie hilft; und wir brauchen mehr Wissen über das *Wie*, also über den Prozess. Unsere Studie ist ein Teil solcher Bemühungen und sie macht deutlich, dass für diese umschriebene Gruppe von Sexualstraftätern besondere therapeutische Einstellungen erforderlich werden.

### Literatur

- ASSMANN J (2000) Herrschaft und Heil. Politische Theologie in Ägypten, Israel und Europa. München, Wien: Hanser
- BALINT M (1964) Der Arzt, sein Patient und die Krankheit. Stuttgart: Klett
- BENEKE T (1982) Man on Rape. New York: St. Martins Press
- BRUSCHWEILER-STERN N, HARRISON AM, LYONS-RUTH K, MORGAN AC, NAHUM JP, SANDER LW, STERN DN, TRONICK EZ (2002) Explicating the implicit: the local level and the microprocess of change in the analytic situation. *Intern J Psychoanal*, 83,1051–1062
- BRUSCHWEILER-STERN N, HARRISON AM, LYONS-RUTH K, MORGAN AC, NAHUM JP, SANDER LW, STERN DN, TRONICK EZ The Boston Change Study Group (CPSG) (2004) Das Implizite erklären: Die lokale Ebene und der Mikroprozess der

